

Streitende Wissenschaften.

Formen und Folgen von Kontroversen

Christian Fleck

Die folgenden Bemerkungen sind kein streitender Beitrag, sondern behandeln den Streit (1) in der Wissenschaft, (2) einer Wissenschaft mit anderen und (3) über die Wissenschaften. In jeder dieser Streitarenen folgen die Beteiligten jeweils anderen Regeln und kämpfen für unterschiedliche Interessen. Streit gehört zur Wissenschaft wie der Wettkampf zum Sport, die Anstrengung zur Arbeit, die Uneigennützigkeit zur Liebe. Der Streit ist das Salz in der von Wissenschaftlern für ihre Kolleginnen und Kollegen zubereiteten Suppe. Manchmal wird diese Suppe auch ferner Stehenden, dem so genannten (Laien-) Publikum, serviert. Ebenso kann es vorkommen, dass sich Fremde an den Tisch der Wissenschaft setzen und in den dort stehenden Suppen herumrühren. Dabei kann es auch schon einmal vorkommen, dass in der Hitze des Gefechts in den einen oder anderen Suppenteller gespuckt wird. Die Gesellungsform des Streits bringt es mit sich, dass dieser gelegentlich rüde ausgetragen wird, dass die sprichwörtlichen Fetzen fliegen und Verletzte zurückbleiben – glücklicherweise sind die Verletzungen zumeist nur symbolischer Natur, was nicht ausschließt, dass die Wunden langsamer heilen als jene, die man sich bei brachialeren Formen des Streits zuziehen kann.

Die reinste Form wissenschaftlichen Streits findet man, wo dieser auf einer von allen geteilten Grundlage stattfindet. Gemeinsam geteilte Grenzziehungen bestimmen was Gegenstand des Streits werden kann und prinzipielle Übereinkünfte über die Streitregeln hegen den Konflikt so weit ein, dass er entscheidbar wird. In jeder Wissenschaft, das heißt genauer: in einem Teilgebiet, in einer abgegrenzten Disziplin, wird regel-

mäßig gestritten, aber dieser Streit erfolgt gleichsam sehr zivilisiert, weil es nicht um Personen, Vorlieben und Neigungen geht, zumindest nicht gehen sollte, sondern um Propositionen, also um Behauptungen, die selbst bereits in einer Weise vorzubringen sind, dass andere sie bestreiten können. Wissenschaft ist Argumentation und Argumentation funktioniert nur, wenn die aufgestellten Behauptungen so klar wie nur möglich formuliert wurden. Wittgensteins berühmter Eröffnungssatz aus dem *Tractatus logico-philosophicus* „Die Welt ist alles, was der Fall ist“ ist zugleich Beispiel einer solchen bestreitbaren Behauptung und – für jene, die ihm zustimmen – die Bestimmung der Grenze, innerhalb derer der Streit stattfinden soll. Opponenten der philosophischen Weltansicht des jungen Wittgenstein können ihm entgegenhalten, dass die Welt aus noch viel mehr als nur empirischen Behauptungen besteht, aber für jene, die ihm zustimmen, bedeutet dieser erste Satz auch, dass es in den Wissenschaften vor allem, manche sagten: ausschließlich, um empirisch bestreitbare Sätze geht. Behauptungen, die nicht bestreitbar sind, eignen sich nicht für einen Streit in den Wissenschaften. Mancher Streit um Behauptungen ist aktuell nicht entscheidbar, doch würden Wissenschaftler vermeiden, nicht-bestreitbare Behauptungen aufzustellen, wäre schon viel gewonnen, meinte zumindest der junge Wittgenstein.

Die ideale Welt Wittgensteinscher Fälle ist ein monotheistisches Universum: Von zwei einander widersprechenden Behauptungen kann nur eine richtig sein. Wahrheit ist die regulative Idee, die diese Welt beherrscht und die Aufgabe der streitenden oder streitbereiten Wissenschaftler besteht darin, alle Behauptungen solange zu sezieren, bis man auf einen wahrheitsfähigen Kern stößt. Über die Wahrheit entscheidet die Welt dort draußen, über die wir allerhand Behauptungen aufstellen können, von denen aber nur einige wahr sein können. Keinesfalls können einander widersprechende Behauptungen zugleich wahr sein. Der nonchalanten Haltung postmo-

derer Beliebtheit stehen Denker wie der junge Wittgenstein so feindlich gegenüber wie jenem Geraune, das dem einen dies und dem anderen jenes bedeutet.

Für die Feststellung, welche von zwei einander widersprechenden Behauptungen denn wahr sei und es daher verdiene, weiter behauptet zu werden, entwickelten die Wissenschaftler im Laufe der Zeit eine höchst elegante, wenn auch nicht in allen wissenschaftlichen Disziplinen gleichermaßen verwendbare Strategie: das so genannte *experimentum crucis*. Behauptungen stehen nicht vereinzelt in der Landschaft herum, sondern sollten im Idealfall aus einer komplexeren Theorie deduktiv ableitbar sein. Derartige abgeleitete Behauptungen lassen sich in die Form einer Prognose bringen, die über einen zukünftigen raum-zeitlich bestimmbaren Zustand überprüfbar behauptungen aufstellt. Ein Blick auf die Realität hilft dann zu entscheiden, ob die Behauptung richtig ist und daher weiter aufrechterhalten werden darf. Die Attraktivität dieser Strategie resultiert nicht nur aus ihrer schlichten Eleganz, sondern wurde und wird auch dadurch genährt, dass sie manchmal auch wirklich funktioniert. Albert Einstein prognostizierte, dass anlässlich einer Sonnenfinsternis die Beugung des Lichts durch Gravitationskräfte beobachtet werden könnte und der positive Beweis stärkte seine theoretischen Behauptungen.

Die große Mehrheit einzelwissenschaftlicher Behauptungen leidet darunter, dass in diesen Fällen eine klare Entscheidung zwischen konkurrierenden Behauptungen selten möglich ist. Bruno Bettelheim, ein von den Nazis aus Wien Vertriebener, dem es in den USA gelang, sich als Psychoanalytiker einen Namen zu machen, machte eine lange Zeit lang Furore mit seiner Behauptung über die Wurzeln des Autismus. Seiner Meinung nach handelte es sich beim Autismus um nichts anderes als eine Spätfolge mangelhafter mütterlicher Zuwendung gegenüber Kleinkindern. Die Behauptung war zweifellos schlichter als jene Einsteins, sie als fehlerhafte aus der Welt zu schaffen,

dauerte aber weit länger und zwar nicht so sehr, weil sie nicht bestreitbar gewesen wäre, sondern weil ihr Urheber sich zierlich anzugeben, unter welchen Bedingungen sie geprüft und im negativen Fall verworfen werden könnte. Was im Fall Bettelheims letztlich nur eine Ausrede war, gilt in vielen anderen Fällen tatsächlich: Das zu überprüfende Phänomen ist komplex und eine Situation klarer Entscheidung pro oder contra nicht herstellbar. Diese Unentscheidbarkeit hat nun aber keineswegs zur Folge, dass alle möglichen und unmöglichen Behauptungen einfach akzeptiert werden müssen. In vielen Fällen werden Behauptungen deswegen verworfen, weil sie mit der Gesamtheit allen anderen Wissens über die Welt nicht zu versöhnen sind, worunter dann wahre Behauptungen ebenso zu leiden haben wie falsche. Die diesjährigen Nobelpreisträger für Medizin, die beiden Australier Barry J. Marshall und J. Robin Warren fochten jahrelang einen einsamen Kampf gegen die Mehrheit der Bakteriologen, die es einfach für unmöglich hielten, dass ein Bakterium in der sauren Welt des Magens überleben könnte, bis die Evidenzen zugunsten der Existenz und Wirkungsweise des *Helicobacter pylori* zu einer Revision des „Weltbildes“ führten, während es dem eigenbrötlerischen Wiener Experimentalphysiker Felix Ehrenhaft nicht gelang, für seine Behauptung eines unipolaren Magnetismus auch nur einen Beweis ins Treffen zu führen.

Bedauerlicherweise für Methodologen, aber höchst nachvollziehbar für den Alltagsverstand finden wissenschaftliche Kontroversen nicht nur zwischen konkurrierenden Propositionen, sondern in der Tat zwischen streitenden Wissenschaftlern statt. Wissenschaft ist immer auch eine soziale Veranstaltung, die durch Regeln und Regelverletzungen zugleich gekennzeichnet ist. Gäbe es keine Regelverletzungen erübrigte sich die Aufstellung und Verteidigung von Regeln. Wo alle dasselbe tun, brauchen wir keine Normen, nur dort wo Einzelne vom Pfad der Tugend abweichen, ist die Aufstellung von Vorschriften

für und über das richtige Verhalten von Nöten. Der amerikanische Soziologe Robert K. Merton unternahm schon vor sechzig Jahren den Versuch, das „Ethos der Wissenschaft“ aus den Praktiken der Wissenschaftler heraus zu destillieren. Er meinte, dass Wissenschaftler im Prinzip darin übereinstimmen, dass Aussagen, Propositionen eben, geprüft werden sollten, ohne auf persönliche, soziale, kulturelle oder gar „rassische“ Merkmale jener Bezug zu nehmen, die diese Behauptungen in die Welt setzen. Eine wissenschaftliche Behauptung darf, so Merton, nicht unter Hinweis auf Merkmale ihres Urhebers in Zweifel gezogen oder verworfen werden. Nur weil jemand Jude, Kommunist oder Islamist ist (was immer damit jeweils gemeint sein sollte), allein deswegen können seine (oder ihre) wissenschaftlichen Behauptungen nicht abgelehnt werden.

Eine zweite Norm zielt darauf, dass nur jene Erkenntnisse als solche gelten können, die im Prinzip allen zugänglich gemacht wurden. In der Welt der Wissenschaften gibt es kein Privateigentum bzw. sind jene, die ihre Erkenntnisse anderen vorzuenthalten und sie so gleichsam als ihr Privateigentum schützen wollen, nicht Mitspieler im Streben nach Erkenntnissen. Nur, was allen anderen zur Prüfung und Weiterarbeit zur Kenntnis gebracht wird, ist Teil des wissenschaftlichen Wissens.

Drittens sollten Wissenschaftler Erkenntnisse nicht um anderer Gründe als jenem der Erkenntnisvermehrung anstreben. Wer durch seine Suche nach Neuem auch noch gleich reich werden will, hat den falschen Beruf gewählt. Wissenschaft soll um ihrer selbst willen betrieben werden.

Viertens ist jede wissenschaftliche Erkenntnis der Kritik anderer auszusetzen und nur jenes Wissen, das diese Prüfung vorläufig erfolgreich bestanden hat, gilt etwas. Wer meint, sich durch verdunkelnde Formulierungen oder selbst gewählte Isolation dem gelegentlich schmerzhaften Prozess der Kritik entziehen zu können, mag an seinen solitären Einsichten Gefallen haben, zur Wissenschaft zählen sie aber erst, wenn

sie der Prüfung durch andere ausgesetzt wurden.

Diese Formulierungen Mertons stießen auf allerhand Kritik, wobei die am wenigsten originelle Variante darin bestand, darauf hinzuweisen, dass sich nicht alle an diese Regeln halten. Quod erat demonstrandum.

Viel Papier wurde beschrieben, um zu demonstrieren, dass die Abweichungen von diesen Normen selbst wiederum systematisch analysiert werden können. Das am weitesten verbreitete Fehlverhalten ist das so genannte ad hominem Argument. Während es uns im Alltagsleben durchaus zutreffend erscheint, dem Moralapostel vorzurechnen, wo er in der Vergangenheit selbst gefehlt habe, um auf diesem Weg seine Botschaft zu unterterminieren, spielt es für die Prüfung wissenschaftlicher Aussagen eben keine Rolle, wer sie aufgestellt hat.

Von dieser idealen Welt der reinen Prüfung propositionaler Äußerungen weicht die reale Welt der Wissenschaft unterschiedlich weit ab. Wissenschaftler, die in der Vergangenheit große Verdienste erworben haben, besitzen eine deutlich größere Chance, dass auch ihre künftigen Hervorbringungen wohlwollend(er) behandelt werden und deswegen oft genug nicht akribisch genug geprüft werden. Dieses als Matthäus-Effekt bezeichnete Vorgang – „wer hat, dem wird gegeben werden“ – benachteiligt jüngere oder weniger berühmte Mitarbeiter an Gemeinschaftsproduktionen und verringert damit beispielsweise deren Chance, selbst an Forschungsförderungen zu kommen oder auch nur gehört zu werden. Andererseits ist die mit diesem Mechanismus verbundene selektive Akkumulation von Glaubwürdigkeit ein durchaus probates Mittel der Komplexitätsreduktion. Wissenschaftler nehmen an, dass jene, die in der Vergangenheit sehr produktiv oder kreativ waren, das auch gegenwärtig sein würden und beachten daher deren Beiträge aufmerksamer als jene von Neulingen.

Wissenschaftler beäugen einander sehr genau und versuchen schneller als ihre jeweiligen Konkurrenten zu sein, weil nur

die zuerst Kommenden Beifall erhalten. Wer in den Wissenschaften zu spät kommt, den bestraft nicht die Geschichte, aber er bzw. sein veralteter Beitrag wird einfach nicht mehr wahrgenommen. In besonders hitzigen Feldern wissenschaftlicher Forschung kann man Wettläufe um neue Erkenntnisse beobachten, die mit dem Goldrausch im amerikanischen Westen früherer Jahrhunderte durchaus vergleichbar sind. Solche Prioritätenstreitigkeiten – wer war der erste, der das HI-Virus entdeckte?, wem gebührt die Anerkennung, jene/r gewesen zu sein, die/der zuerst eine vollständige Sequenzierung der menschlichen DNA zustande brachte? – gehören zur Welt der Wissenschaft wie der Wettbewerb darum, wer zuerst am Südpol die Flagge seines Landes aufpflanzen kann, ein Streit, der den Kampf der europäischen Mächte um die Weltherrschaft symbolisch begleitete.

Die zunehmende Betriebsförmigkeit wissenschaftlichen Arbeitens, das heißt die Notwendigkeit, über große Forschungslabors mit einer Unzahl von Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen verfügen zu können, führt dazu, dass auch die Möglichkeiten und Anreize zum Fehlverhalten zunehmen. Unsaubere Praktiken kann man in einer hoch arbeitsteiligen Welt schwerer entdecken als das in der Welt von gestern möglich war, in der Einzelforscher miteinander konkurrierten.

Ein nicht immer erfreulicher Nebeneffekt der Betriebsförmigkeit moderne Forschung ist die mutmaßliche Zunahme von Plagiaten (das Internet, das zumindest in den Wissenschaften Marshall McLuhans Utopie des global village Wirklichkeit werden ließ, arbeitet dem erfolgreich entgegen, weil heute nahezu an jedem Ort der Welt jedermann die ganze Welt zugänglich ist und daher Prüfungen vermeintlicher Plagiate recht leicht möglich sind) und anderen Formen verpönten Handelns. Mittlerweile hat sich eine Art Wissenschaftspolizei etabliert, die von der Prüfung studentischer Seminararbeiten bis zur oft jahrelang dauernden Untersuchung von Betrugsvor-

würfen ein weites Feld an Aktivitäten bearbeitet. Office of Research Integrity nennt sich beispielsweise eine eigene Agentur der amerikanischen Regierung, die vor allem im Bereich (bio-)medizinischer Forschung staatsanwaltlich tätig ist. Es wundert einen nicht, dass diese Behörde gelegentlich auch Beschuldigte frei spricht, was allerdings die ruinierte Karriere derer, die zu Unrecht des Betrugs bezichtigt wurden, selten wieder herzustellen vermag.

Während man durchaus den Eindruck gewinnen kann, dass die wissenschaftsinternen Regeln des Streitens sowohl hinlänglich klar formuliert sind als auch ausreichend auf ihre Einhaltung hin überprüft werden (können), wird das Bild unschärfer, wenn man die Arena des Streits zwischen den Wissenschaften betritt. Da alles wissenschaftliche Tun eingebettet ist in die sie umgebende Gesellschaft, färben Konflikte, die in Gesellschaften auftreten regelmäßig auch auf die Welt der Wissenschaften ab. Und da Wissenschaftler auch eifersüchtig darauf achten, dass ihre jeweiligen Hoheitsgebiete respektiert werden, gibt es zwischen rivalisierenden Wissenschaften oft genug Streits, die nichts mehr mit jenen regelgeleiteten Auseinandersetzungen zu tun haben, über die vorhin gesprochen wurde.

Überall dort wo wissenschaftliche Forschung eine bedeutende Rolle in Verwertungszusammenhängen spielt, herrschen die rauen Sitten des Marktes, der ja zu Recht von einigen Analytikern als die pazifizierte Variante des Kriegs gesehen wird; allein, hier konkurrieren vordergründig nicht Nationalstaaten miteinander, sondern einzelne Firmen, doch genügt schon die gelegentliche Lektüre der Wirtschaftsseite einer besseren Tageszeitung, um zu sehen, dass Firmen sehr erfolgreich ihre Staaten für sich arbeiten lassen. Der Verwertungsdruck und die Rendite-Erwartungen der Geldgebenden drängen vor allem Industrieforscher in die mit dem wohlgefälligen Ethos des Wissenschaftlers nur selten kommensurable Welt der Patente, der Industriespionage und des Diebstahl geistigen Eigentums.

Die Indienstnahme der Wissenschaft durch Staat und Politik eröffnet ein weiteres Feld des Streites mit den Wissenschaften und zwischen Wissenschaften. Im Auftrag der Regierung erstellte wissenschaftliche Expertisen werden nicht mehr als Beiträge zur oder solche in der Wissenschaft behandelt, sondern als meinungspolitisches Kleingeld. Den damit verbundenen Verlust von Autonomie nehmen die an diesem Spiel beteiligten Wissenschaftler in Kauf, weil sie durch die größere Aufmerksamkeit, die ihr Tun erzielen kann, sich entschädigt sehen. Damit befinden sie sich in einer Situation, die auch für jene Forscher charakteristisch ist, die auf die Akzeptanz durch die Öffentlichkeit angewiesen sind, weil sie nur dadurch in der Lage sind, jene finanziellen Mittel zu akquirieren, die solche Großforschung nun einmal benötigt. Das Spannungsverhältnis zwischen autonomer Wissenschaft und der Geld gebenden Öffentlichkeit zugunsten der Seite der Wissenschaft zu beeinflussen hat sich eine neue, zuerst in Großbritannien entstandene Strömung zur Aufgabe gemacht: Unter dem Schlagwort Public Understanding of Science (später dann auch Technology und neuerdings Humanities) begeben sich Wissenschaftler gleichsam aus ihrem Elfenbeinturm hinaus und versuchen relevante Publika über das Tun der Forscher aufzuklären, hoffend, dass auf diesem Weg die öffentliche Akzeptanz der Wissenschaften und vor allem deren Finanzierung verbessert werden kann. Der Streit um die Wissenschaft soll auf diesem Weg zugleich abgeschwächt und in vernünftige Bahnen gelenkt werden. Der Blick auf die Hinterbühne wissenschaftlicher Forschung soll also gleichsam der Streitvermeidung dienen, was bei all jenen Themen, die mit wohl verankerten moralischen Überzeugungen der Bevölkerung zu kollidieren drohen natürlich ein wenig schwerer fällt als dort, wo man dem staunenden Publikum vorführt, was Wissenschaftler so alles können – vom Beamen bis zur Verpflanzung von abgetrennten Händen. Menschheitsgeschichtlich ist das, was wir heute als Wissen-

schaft bezeichnen, ein recht junges Phänomen. Entstanden ist es in der Aufklärungsperiode – und die gab es nur in Europa. Von Wissenschaftshistorikern wurde nachgewiesen, dass der Typus des modernen Wissenschaftlers aus der Amalgamierung zweier bis ins 17. Jahrhundert hinein getrennt agierenden Berufsgruppen resultierte: Scholastische Schriftgelehrte und experimentierende Handwerker, die beide auf ihre je eigene Art versuchten, die rätselhafte Welt oder zumindest Teile derselben zu entschlüsseln, näherten sich an und bildeten historisch erstmalig jene Konfiguration, die heute als Transdisziplinarität bezeichnet wird: Sie überwandten tradierte Formen des Tuns der jeweiligen *Herkunftsberufe* und schufen etwas Neues, den systematisch vorgehenden Experimentator, der sich mit Gedankenspielerien der Philosophen ebenso wenig zufrieden gab wie es ihm nicht genügt, etwas zufällig zuwege zu bringen, wie das Handwerker tun. Die Geheimnisse der Natur sollten ihr in systematischer Weise entrissen werden und dazu bedurfte es der Verbindung von scharfem Denken und Händen, die sich nicht scheuten, schmutzig zu werden. Die Befreiung aus selbstverschuldeter Unmündigkeit erforderte lange Jahre und war kein einfacher Weg ins Licht, wie uns die Geschichte der Alchemie zu lehren weiß.

Der Gegner war – und wie es manchmal scheint ist – die Kirche, oder, um genauer zu sein: die Kirchen. Während sich Wissenschaftler in der frühen Neuzeit vor allem vor der heiligen Inquisition vorsehen mussten, droht ihnen heute auch von protestantischen Fundamentalisten Ungemach. Dabei fällt allerdings auf, dass der Siegeszug des wissenschaftlichen Weltbildes vor den Toren der Glaubenshüter nicht halt gemacht hat, sondern in diese Hochburgen des traditionsverhafteten Denkens eingedrungen ist. Alle heutigen Gegner der Wissenschaften bedienen sich der Sprache und Denkgewohnheiten der Wissenschaften. Die Verächter der Darwinschen Entwicklungsbiologie lehnen diese heute nicht mehr nur unter Hin-

weis darauf ab, dass sie gotteslästerlich sei, sondern sprechen von einer Hypothese, die eben noch nicht bestätigt wurde, ganz so als sei auch der christliche Glaube nur eine von mehreren Hypothesen. Um zu diesem Schritt nicht genötigt zu werden, erfinden sie eine gottgefällige Hypothese namens Intelligent Design, die dem darwinistischen Dogma überlegen sein soll. Wer behauptet, dass Intelligent Design mit Glauben nichts, mit Wissenschaft aber viel zu tun hat, akzeptiert im selben Moment die Überlegenheit des wissenschaftlichen Diskurses über den des Glaubens. Nachzuweisen, dass beispielsweise die angeblich so hohe Komplexität des Auges in seinen verschiedenen Ausprägungen erklärt werden kann, ohne in der Erklärung auf einen ominösen und omnipotenten Designer zurückgreifen zu müssen, fällt Entwicklungsbiologen nicht allzu schwer. In dem Maße, in dem die Freunde des Designers diesen Argumenten und Beweisen trotzen, beweisen sie zugleich, dass ihre Hypothese nicht testbar ist, aber auch, dass das rationale Weltbild noch lange nicht die Lebenswelt kolonisiert hat.

High Tech – Low Quality?

Zur Konfliktkultur in den Technowissenschaften

Brigitte Ratzner

Die Selektion der Mittel ist immer kulturell bestimmt; auch die Entwicklung der Technik ist somit kein wertfreies spielerisches Erfinden von neuen Werkzeugen, sondern zutiefst aus dem Geist einer Kultur entstanden. Wer herrscht, macht den Plan. Und wer plant, der gestaltet die Zukunft.

Hans Freyer, 1929

Was ist Technik?

Zitat Brockhaus:

„Unter Technik (altgriechisch – [téchne], „Fähigkeit, Kunstfertigkeit, Handwerk“) versteht man Verfahren und Fähigkeiten zur praktischen Anwendung der Naturwissenschaften und zur Produktion industrieller, handwerklicher oder künstlerischer Erzeugnisse, wobei der griechische Begriff zwischen den heutigen Kategorien Kunst und Technik nicht unterschied. [...] Technik als menschliche Handlungsfertigkeit bedeutet sinnvolle, zielgerichtete und wiederholbare Vorgehensweisen des menschlichen Handelns, die in sämtlichen Bereichen menschlicher Aktivitäten anzutreffen sind. [...] Beispiele:

- im Sport (Technik des Stabhochsprungs, des Diskuswurfs, des Rückenschwimmens etc.),
- in der Kunst (Technik der Aquarellmalerei, des Trompetenblasens etc.),
- Alltagsaktivitäten (Technik des Fensterputzens etc.).“

IRMGARD BOHUNOVSKY-BÄRNTHALER (HG.)

Streit. Domäne der Kultur

Für Günther Hödl

Vortragsreihe der Galerie Carinthia im Stift Ossiach
vom 14. bis 16. Juli 2005

RITTER THEORIE

RITTER THEORIE

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung von:

Bundesministerium für Bildung,
Wissenschaft und Kultur in Wien



UNIVERSITÄT
KLAGENFURT

SIEMENS

DieKärntner
SPARKASSE

ISBN 3-85415-390-2

© 2006 bei den jeweiligen Autoren
Abb. Umschlagseite: Heraklit
Herstellung: Ritter Verlag, Klagenfurt und Wien

Inhalt

VORWORT Irmgard Bohunovsky-Bärnthaler	9
ANTON PELINKA Demokratie braucht Streit – aber Streit braucht keine Demokratie	15
BEAT WYSS Der Paragone. Spielregeln des Kunstsystems	31
CHRISTIAN DEMAND Die Invasion der Barbaren: Weshalb ist Kultur eigentlich immer bedroht?	56
CHRISTIAN FLECK Streitende Wissenschaften. Formen und Folgen von Kontroversen	78
BRIGITTE RATZER High Tech – Low Quality?	89
RAINER METZGER Das will ich auch haben	104
ROBERT PFALLER Von den Orgasmen, die ungleichzeitigen, von den Feindschaften, die beiderseitigen	122
SUSANNE JALKA „die streitlustige unbequeme friedfertigkeit“	146

WERNER WINTERSTEINER Streitsucht, Streitlust, Streitkunst	161
WOLFGANG ULLRICH „Und das soll Kunst sein?“ – Der Streit als Merkmal und Legitimation moderner Kunst	186

*Was man nicht vermeiden kann,
muss man leiden lernen.
Unser Leben ist wie die Harmonie der Welt
aus Gegensätzlichem zusammengefügt, aus
ungleichen Tönen: weichen und harten, hellen und
dunklen, sanften und strengen. Ein Musiker, der
nur die einen liebte – was hätte der
uns schon zu sagen?*

*Die Maler durchschatten ihre
Bilder, um deren Leuchtkraft zu erhöhen.*

Michel de Montaigne